

(Nachdruck verboten.)

## 6) Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Wenn ihn die Winka schalt, schloß sie meistens mit den Worten: „Und dumm bist du, dumm, der Dummste im ganzen Dorfe.“ Vor kurzem noch hatte diese Versicherung ihn kühl gelassen, seit einiger Zeit begann sie ihn zu verdrießen; ihm schwante, daß etwas Wahres an ihr sei. „Dumm,“ murmelte er und griff sich an die Stirn, — „aber so dumm doch nicht, wie sie glaubt, die Spitzbübchen.“ So dumm doch nicht, daß aus seinem Gedächtnis alles verschwunden wäre, was sich vor einem Jahre begeben hatte, und daß er nicht vermöchte, einen Verdacht, der damals schon flüchtig in ihm aufgestiegen war, von neuem, und jetzt kräftiger zu fassen.

Das Hochamt dauerte lange; die Sonne stand im Scheitel, als Gesang und Musik endlich verstummten, und die Peter so eilig aus der Kirche herausdrängten, wie sie hineingedrängt hatten. Pabels Augen suchten nur die eine und vermochten nicht, sie zu entdecken, auch dann nicht, als das Gewühl sich zerstreute, und ein Teil der Leute die Marktbuden umringte, der andere in leicht übersehbarem Zug die Dorfstraße hinanschrift. Winka war wie verschwunden, und Peter mit ihr.

Nach der Messe wäre es Pabels Sache gewesen, heimzukehren und mit Virgil das Vieh auf die Weide zu treiben; aber das fiel ihm heute nicht ein. Er vagabundierte in der nächsten Umgebung auf den Feldern und im Walde herum und suchte die Winka. Bis zur Wut gesteigerte Ungeduld kochte in seiner Brust, und quälend nagte der Hunger an ihm.

Gegen Abend kam er zum Wirtshaus, vor dem es lustig gugging. Betrunkene sangen, Buben balgten sich, kleine Mädchen hüpfen im Reigen beim Schall des Zymbals und der Fiedeln, der durch die offene Tür herausgelte. Neugierige hielten die Fenster der Tanzstube besetzt, beobachteten, was drinnen vorging, und machten ihre Glossen darüber. Nach langem Kampf eroberte Pabel einen Platz zwischen ihnen und sah die Paare sich drehen im dunstigen, spärlich erleuchteten Gemach. Ganz nahe am Fenster, an dem er stand, schwenkte Peter die Winka auf einem Fleck herum. Er war schon stark angetrunken, hatte die Jacke und mit ihr seine vornehme Zurückhaltung abgelegt. Der Peter in Hemdärmeln war ein so ordinärer Kumpen, wie der erste beste Knecht.

Die Winka in seinen Armen schlug züchtig die Augen zu Boden und erglühete feuerrot bei den Reden, die er ihr zuflüsterte, und den Klüssen, die er ihr raubte.

Ueber den Anblick vergaß Pabel seinen Hunger — seine Ungeduld wich einem rasenden, ihm unbegreiflichen Schmerz; wie in den Fängen eines Raubtieres wand er sich und brachte ein entsetzliches Köcheln hervor.

Die Umstehenden erschrafen; man stieß ihn hinweg, und er wehrte sich nicht; er schlich davon, durch die langsam hereinbrechende Dunkelheit, seinem unheimlichen Dabeim zu. Aus der Hütte schimmerte ihm der ungewohnte Glanz einer brennenden Kerze entgegen. Sie war auf dem Fensterbrett aufgestellt, und in dem von ihrem Schein erhellten Stübchen saßen Virgil und sein Weib auf der Bank, und zwischen ihnen stand ein Teller mit Braten und eine Flasche Branntwein. Die beiden Alten aßen und tranken und waren guter Dinge. Pabel beobachtete sie eine Weile vom Feldrain aus, stieg dann zum Hohlweg hinab, den die Dorfstraße bei den letzten Schaluppen bildete, und streckte sich auf die ausgebrochenen Biegelstufen des Eingangs, den Kopf an die Tür angelehnt.

So mußte, im Fall, daß er etwa einschlies, die Winka ihn wecken, wenn sie ins Haus wollte.

Stunden vergingen; der matte Glanz, den das Licht im Fenster auf den Weg geworfen hatte, erlosch. Das treibende Gewölk am Himmel, der umschleierte Mond mahnten Pabel an die Winternacht, in der er ausgezogen war, Milada aus der Gefangenschaft zu befreien.

Was für ein Narr war er damals gewesen — was für ein Narr geblieben bis auf den heutigen Tag. . .

Von dem einzigen, der ihn nie beschimpft, dem einzigen, der ihm je eine Wohlthat erwiesen, hatte er sich in blödsinnigem Mißtrauen abgewendet, und war der Betrügerin unterwürdig gewesen, die ihn zum besten hatte, ihn bestahl und verachtete. . . O — ganz gewiß verachtete und verspottete! Sie spottete so gern, die Winka, und so leicht bei viel geringeren Veranlassungen als seine grenzenlose Dummheit eine war. . .

„Was tu ich ihr?“ fragte er sich plötzlich und antwortete auch sogleich: „Ich schlag sie tot.“

Keine Ueberlegung: was dann? Nicht die geringste Angst, nicht der kleinste Strupel, nicht einmal ein Zweifel an der Ausführbarkeit seines rasch gefaßten Vorsatzes.

Er stand auf, öffnete leise die Tür, holte den Knüttel Virgils vom Herde und legte ihn neben sich, nachdem er seinen früheren Platz und seine frühere Stellung wieder eingenommen hatte.

Nun kam eine große Ruhe über ihn; die Augen fielen ihm zu, und er schlief ein. Nicht tief, so halb und halb, wie er zu schlafen pflegte, wenn er die Nacht mit den Pferden draußen auf der Hutweide zubachte.

Der Morgen dämmerte, als leichte Schritte, die sich näherten, ihn weckten. Sie war's. Geiter, bequem und friedlich mit ihrer unschuldigen pfiffigen Miene kam sie einher, zögerte ein wenig, als sie Pabel daliegen sah, betrat dann ganz sachte die Stufen und beugte sich, um ihn zur Seite zu schieben. — Da packte er sie am Fuß und rief sie zu Boden. Sie fiel ohne einen Laut, erhob sich aber sogleich auf die Knie, während er nach dem Knüttel griff. . . Ein Blick in des Jungen Gesicht, und aus dem ihmrigen wich alles Blut.

„Pabel,“ stammelte sie, „was fällt Dir ein — Du wirst mich doch nicht schlagen?“

Sie stemmte beide Arme gegen seine Brust und sah angstvoll und bebend zu ihm empor.

„Schlagen nicht — erschlagen werd ich Dich,“ antwortete er dumpf und wandte den Kopf, um ihren flehenden Augen auszuweichen. „Aber zieh zuvor meine Stiefel aus.“

„Jesus Maria! Wegen der Stiefel willst Du mich umbringen?“

„Ja, ich will.“

„Schrei nicht so . . . die Alten wachen auf.“

„Alles eins.“

Sie schmiegte sich an ihn, ein schüchternes Köcheln umzuckte ihre Lippen. „Sie können mir zu Hilfe, wie kannst mich dann totschielen? Geh — sei still, sei gut.“

Er suchte sich von ihrer Umarmung loszumachen, die ihn beseligte und empörte; er fühlte, mit Bohn gegen sich, den Bohn gegen sie unter ihren Liebkosungen schwinden: „Spitzbübchen!“ rief er.

„Mach keinen Lärm,“ mahnte sie; „wenn die Leute zusammenlaufen, was hast Du davon? Sei still! Schlag mich tot meinetwegen, aber sei still — schlag mich tot, Du dummer Pabel —“ und nun kicherte sie schon völlig vergnügt und siegesgewiß.

Zwischen den wirren Haaren, die ihm über die Augen hingen, schoß ein Blitz voll düsterer Blut hervor, der sie von neuem schauern machte. — Das war kein törichter Junge mehr, es war ein frühreifer Mann, der sie angeblickt hatte, und instinktmäßig rettete sie sich in der Furcht vor ihm — an seine Brust.

„Tu mir nichts! Wie leid wäre Dir!“

Sie stand neben ihm und hielt seine Hand, der der Knüttel entsunken war. Sie bat, sie schmeichelte, sie suchte ihn zu rühren und hielt sich selbst eine Totenklage. „O wie leid wäre Dir um mich, niemandem so leid wie Dir um die arme Winka.“

„Du bist nicht arm!“ fuhr er sie an, „Du nicht! . . . Schlecht bist Du — und ich geh aufs Bezirksamt und verklage Dich.“

„Wegen der Stiefel?“ fragte sie und lachte herzlich und sorglos.

„Ja.“

Flugs ließ Winka sich auf die Stufen nieder, zog die Stiefel aus und stellte sie vor Pabel hin. „Da hast sie, Geizhals! Ich brauch sie nicht! — Ich brauch nur dem Peter ein Wort zu sagen, so kauft er mir andere, viel schönere.“

Nabel brüllte förmlich auf: „Nein, nein! Nimm die meinen, behalt sie; ich schenk sie Dir. Nur geh nicht mehr mit dem Peter . . . Versprich's!“ Er sagte sie an den Achseln und schüttelte sie, daß ihr Hören und Sehen verging: „Versprich's, versprich's!“

„Sei ruhig — ich verspreche es,“ antwortete Winka, doch war der Ton, in dem sie es sagte, so wenig überzeugend, und es flog ein so seltsamer Ausdruck über ihr Gesicht, daß Nabel die Faust ballend drohte:

„Nimm Dich in acht!“

6.

Die nächste Woche brachte viel Regentage, und an jedem frühen Morgen packte Nabel seine Schulsachen zusammen und ging zum Gelächter aller, die ihm auf dem Wege dahin begegneten, in die Schule. Dort saß er, der einzige seines Alters, unter lauter Kindern und immer auf demselben Platz, dem letzten auf der letzten Bank. Anfangs tat der Lehrer, als ob er ihn nicht bemerkte; erst nach längerer Zeit begann er wieder, sich mit ihm zu beschäftigen. Einmal, als die Stunde beendet war, die Stube sich geleert hatte, Nabel aber fortzugehen zögerte, fragte ihn der Lehrer:

„Was willst Du eigentlich? In Deinem Beruf kannst Du Dich bei mir nicht ausbilden.“

Nabel machte verwunderte Augen, und der Lehrer fuhr fort: „Hast Du mir nicht gesagt, daß Du ein Dieb werden willst? Nun, Unglücksbub — Unterricht im Stehlen geb ich nicht.“

Dem Nabel schwebte schon die Antwort auf der Zunge: „Darum ist mir's auch nicht zu tun, versteh's ohnehin.“ Aber er bezwang sich und sagte nur: „Lesen und schreiben möchte ich lernen.“

„Zur Not kannst Du's ja.“

„Zust zur Not kann ich's nicht.“

„Mußt Dir halt Müß geben.“

„Gib mir Müß, kann's doch nicht.“

„Bring Dein Buch her.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Erde ist weich.

Von Werner Peter Larsen.

Nun brechen schon allerorten die Knospen durch; aus dem Flieder vor meinem Fenster steigt es wie Reden und Dehnen, die Ameln pfeifen . . . tüü — tüü . . . und vor wenigen Tagen hat mir jemand einen Karton geschickt, irgend jemand, den ich nicht kenne — „Es will Frühling werden“, stand darauf, und darin lag ein später Strauß Schneeglöckchen.

Sie trugen noch etwas an sich von dem Land da draußen, von diesem Land, das nun wieder erwacht, einen herben kühlen Duft von stillen Gärten und den großen Weiten, von dampfenden Schollen, von Tau und Wind; ich betrachtete abwechselnd sie und die Schrift, — es war die Schrift einer jungen Frau, und mir schien, die Buchstaben tanzten.

Nun will es Frühling werden, da ist kein Zweifel, denn die jungen Frauen wissen das genau; und die Luft schmeckt auch so ganz anders, so richtig pridelnd und würzig, und die Narzissen unten im Garten beginnen mählich zu keimen, — ich habe also zu Heinrich gesagt, nun sei es an der Zeit, nun wollten wir uns einen Hund kaufen.

„Einen Hund?“ fragte er ganz beglückt, „einen jungen —?“

Und ich nickte und sagte, gewiß, nur einen jungen, einen mit noch weichem Maul, von sechs oder acht Wochen. Ich habe mir gedacht, es solle ein Rassehund sein, nicht irgend so ein Bastard von Hund und Katze, sondern ein edles Tier, eine Dogge oder ein Dalmatiner, von dem auch das Auge was hat.

„Wir wollen ihn Perro nennen,“ sage ich, „wie denkst Du? Das heißt auf Spanisch — Hund und klingt recht gut.“

„Hund?“ sagt Heinrich. „Gewiß, das ist ein guter Name.“

Nun liegt also dem Heinrich der Hund im Sinn — der Perro — und er fragt mich zehnmal täglich, wie er aussehen wird — silbergrau? oder mehr schiefergrau? oder weiß mit schwarzen Tupfen? und wie groß? — so etwa? oder nur so —? ja, und, bitte — wenn endlich wird er nun kommen?

„Nun,“ sage ich, „auf den Tag läßt sich das nicht bestimmen; ein wenig müßt Du Dich schon gedulden — ich will mich umsehen — aber ich denke doch, so etwa in einer Woche.“

„In einer Woche,“ sagt Heinrich. „D, eine Woche ist lang . . .“

Nun liegt er inzwischen, die Arme verschränkt, und blickt mit sehnsüchtigen Augen zum Fenster, hinter dem der Frühling beginnt. Ach, es ist bislang nur ein Zippelchen vom Frühling, das habe ich eine Weile bedacht und begonnen, das Beet umzugraben.

Das war kein leichtes Stück Arbeit, denn die Erde ist immer noch verschlossen und zähe, und es ist noch etwas in ihr von winter-

licher Härte; bisweilen ächzte und knarrte der Spaten bedenklich; zu guter Letzt aber schaffte ich es doch.

Ich sah absichtlich nicht zum Fenster hinüber, die ganze Zeit nicht, denn ich hätte dem Blick nicht standhalten können aus Heinrichs Augen — jetzt nicht —, aber später, als ich bei ihm eintrat, da sah ich ihn voll an, und da lächelte er . . .

„Du gräbst ja schon,“ sagte er, und etwas zuckte in seinem armen Vogelgesicht.

„Gewiß,“ sagte ich, „es wird doch nun Zeit. Die Erde ist schon so wunderbar weich —“

„Ja,“ sagte er und seufzt plötzlich auf. — —

Am Abend, als der Doktor kam, da lag er im Fieber, und es war ein häßlicher Spott der Farben, wie er aus dem Weiß der Rippen vortrat: aschfahl — gelbenfahl — mit riesigen Augenhöhlen und prächtigen roten Blumen auf den Wangen.

„Nun wird die Erde schon weich,“ sagte er, „hören Sie, Doktor? — Die Erde wird weich —“

Und dann kamen sie auf ihr Lieblingsstema — auf die Tropen — und als ich wieder eintrat, lag über Heinrichs Gesicht ein sonniges Leuchten.

Der Doktor saß im Sessel und sprach von Bolivien. Von La Paz.

La Paz — ja, das ist eine merkwürdige Stadt; sie ist wohl die höchste der Welt — dreitausendsiebenhundert Meter über dem Meere — und eine Lust, ein Klima ist dort, wie nirgends sonst. Die Alpen? Die Riviera? Ägypten? Nein, mein Lieber, da können Sie einen Kranken wohl hinhalten, aber nicht heilen. Das aber tut La Paz. — Uebrigens, Iomisch ist das, denken Sie mal, da kommen Sie von den Bergen, aus der Kühle, in Wollezeug womöglich, kommen ganz ahnungslos und steigen hinab — puh, mitten hinein in die Blut der Tropen . . .

Der Doktor spricht; er kann bisweilen stundenlang so sitzen und sprechen, vergleichen und Schlüsse ziehen; er ist ein tiefer Mensch. Er hat die Welt durchwandert nach allen Windrichtungen; er hat nichts befehen und ein Vermögen erworben, zwanzig Jahre lang erworben und in einer Stunde verloren beim Krach einer New Yorker Bank. Aber was will das sagen? Er zuckt die Achseln und lächelt . . . Samoa — da hat er drei Jahre gelebt, da hatte er Weib und Kind. Ein prächtiges Volk, diese Samoaner, edel bis in die kleinste Gebärde! Noch heute zuckt es um seine Lippen, wenn er von seinem braunen Weibe spricht und dem zappelnden Kind. Das Weib ist nun längst schon tot, und das Kind — das nahm der King im Busch — der Stamm —, denn er hat Blutsfreundschaft mit ihnen geschlossen, und sie leben in Kommunismus . . . Samoa. — Und der Kongo? Den Kongo färbt das Blut der Schwarzen. — Ketten klirren, Sklaven seufzen, — Foltern, Wahnsinn, Barbarei. — Und China? — Und die indischen Fasire . . .

Der Doktor sitzt und spricht, und aus jedem seiner Worte schwingt das Heimweh nach den Tropen, nach der Einsamkeit der Steppen, wo nur Wind und Halme sind, und weite durchsonnte Himmel, — nach den schimmernden Städten des Orients . . . D, und er geht auch gewiß wieder fort — bald, sehr bald, — fort aus all dieser schnöden Maskerade und Scheinkultur, dieser zusammengebettelten, zusammengefohlenen Kultur, die nun überfließt von Dünkel und Ueberhebung — „Europa!“ — und ihm doch so kindisch, so lächerlich borniert erscheint — —

Aber nun wird es wohl Zeit zu gehen, denn es ist sieben, und Heinrich soll ruhen. Der Doktor nimmt Hut und Stock, er nickt verbindlich, dann klappt die Tür, und er ist fort.

Es wird still.

„Wenn ich doch fort könnte,“ sagt Heinrich plötzlich, „— fort, fort . . .“

Ich starre ihn schweigend an — die riesigen Augenhöhlen, die lohenden Wangen, und plötzlich durchrauscht mich ein halb verschollener Akkord: so blutrot hatten in meiner Kindheit am Friedhof die Rosen geglüht . . .

Nun aber geschieht das Merkwürdige, das Wunder — mit Heinrich geht es bergauf. Die Stiche sind fort, und auch der Druck ist fort, dieser böse Druck, der die Brust zusammenkrampft und lähmt, ja sogar die Stimme ist teilweise wiedergekommen — das alles in wenigen Tagen — ich fasse mich an den Kopf und mag es nicht glauben.

Ich habe den Doktor beglückwünscht, er aber sah mich nur an und schüttelte den Kopf.

Da habe ich mich dieses Fladerns erinnert, und plötzlich sah ich sie wieder vor mir, all die Gebrochenen und Gezeichneten — in den dumpfen Höhlen Ost-Londons, in den Arbeitervierteln Berlins.

Nun geht es also mit Heinrich bergauf und er ist guter Dinge; es ist nun auch nicht mehr das schmerzliche Gräbeln in ihm, sondern mehr ein feines, leichtes, sonniges Sinnen; seit einigen Tagen hat er sogar seine Broschüre herborgeholt, diese kleine Broschüre, die ihm besonders am Herzen liegt; es ist eine Studie über Arbeiterwohnungen und darüber steht: „Baut kleine Häuser!“

Baut kleine Häuser! Die Ueberschrift gefällt mir und mich will bedünken, er hat sie fein gewählt, denn es lugen didleibige Werke und ein bitterer Hohn aus ihr. Kleine Häuser. Wie Heinrich sie gesehen hat, als er in England auf Wanderschaft war — bei den großen Industriezentren —; er macht sich durchaus keine Illusionen, begüte! aber er hat doch immerhin Stellen gesehen, wo

Jeder sein Fleckchen Erde hatte und sein Haus, ein kleines Einzelhaus für sich und die Seinen — mitten im Garten . . . Aber hier . . .

Sein Gesicht flammte auf und seine Stirne furcht sich. „Hier haust Du womöglich im Keller des dritten Hofes, und Deinen Raden drückt ein graues, fünfstöckiges Haus . . .“

Wisweilen Sonntags, da kommen vier, fünf Männer zu uns heraus, Heinrichs Freunde, mit denen er früher am Schmelzofen stand, bis er das Glück hatte, die Schwindsucht zu kriegen und weglam, geradewegs hinaus in den Grunewald.

„Ist das nicht Glück?“ pflegt er oft zu sagen. „Niesenglück? Ja, wo wäre ich denn sonst?“

Und er lächelt ein grimmiges Lächeln. Aber es ist ja nicht nur Glück, sondern auch anderes, denn so viele da drinnen fallen ja einfach um und sterben, und man sieht sie sterben und zuckt die Achseln und geht vorüber, ihm aber hilft man — alle helfen ihm, denn er ist ein guter Mensch und ein aufrechter, braver Genosse.

Da kommen also Sonntags histweilen vier, fünf Männer zu uns heraus, die stapfen mit offenen Mündern durch unseren Garten und schnappen die würzige Luft, und dann sitzen sie rund um Heinrichs Bett und reden ihm aufmunternd zu — o, überhaupt jetzt, wo es Frühling wird! — jetzt muß es ja besser werden! „Der Frühling . . .“ sagt Heinrich versonnen, und in seiner Stimme zittert ein unendliches Sehnen. . . .

Lange noch, nachdem die Freunde dann fort sind, liegt er still-lächelnd, und seine Augen sind ganz Dank und Rührung. „Das sind Freunde,“ sagt er, „was? — Ja, siehst Du — wir verlassen einander nicht . . . nein, einer den anderen nicht.“

Und nun sieht man ja auch, daß die Freunde recht haben. Es geht im Sturmschritt vorwärts; nicht lange mehr, da wird Heinrich aufstehen und am Fenster sitzen. Er fühlt sich so wunderbar leicht, gerade in diesen Tagen; er hat nun große Pläne. Und wenn er sich erst völlig erholt hat, dann läßt sich ja auch noch erwägen, ob er sich nicht hinüberarbeiten kann nach La Paz — sozusagen zur endgültigen Heilung . . . Wenn es aber erst hier warm und grün wird —

„Weißt Du, was wir dann machen? Dann laden wir sie alle eines Sonntags ein, und dann kommen sie aus ihren stickigen Löchern zu uns heraus ins Grüne. Da wollen wir mal lustig sein.“

Ja, und sag — haben wir dann auch schon den Hund? Gewiß. Und da werden wir denn beisammen sitzen — und der Doktor natürlich mitten dazwischen — und der Perro wird auch dabei sitzen oder vielleicht im Garten umherlaufen. Und dann habe ich ja auch die Stimme wieder, und da denke ich — ja, weißt Du, da möchte ich dann eigentlich aufstehen und an mein Glas klopfen — und —“

Er stockt einen Augenblick und sieht mich an. — da möchte ich dann eine Rede halten — —“ Dies ist sein Lieblingsgedanke, und ich muß sagen, er gefällt mir in seiner sonnigen Stimmung. Ab und zu kann es vorkommen, daß ich ihn selbst ausspinne; ich sehe dann alles ganz deutlich vor mir: die Laube voller Gäste, unseren guten Doktor, den Perro — das kühle schattige Tisch Tuch — hier und da einen Lichtfleck, einen Sonnenringel — und das schwere grüne geschliffene Glas, an das Heinrich klopft . . .

Woh gestern früh gefiel mir Heinrich nicht; ich erschrak förmlich, als ich ihn sah, aber es war wohl nicht weiter schlimm, er hatte nur schlecht geschlafen. Ein knapper Stündchen die ganze Nacht, vielleicht auch nur ein halbes; es war so eine qualvolle Unruhe in ihm, und er mußte an so mancherlei denken.

An so mancherlei. Wie um diese Stunde im Werk die Nachtschicht beginnt, wie sie in dichter Reihe in die Hallen strömen, wie die Räder surren . . . urrr . . . urrr . . . urrr . . . und wie die Hämmer lauten, schwarz und wuchtig, durch Dampf und Blut — Ob in Bolivien wohl auch die Malaria ist —. Und ob wir den Hund durchbringen werden, denn es ist ja nicht leicht mit einem jungen Hund —. Und wie schön es doch sein muß, nun bald gesund zu sein —.

Der Doktor sagte nichts weiter, als er um Mittag kam, er sah ihn scheinbar nur flüchtig an — „ja, man merkt, Sie haben schlecht geschlafen,“ — aber er war gegen seine Gewohnheit merkwürdig einsilbig und verschlossen.

Der Tag verging; es war ein stiller sanfter Tag, gegen Abend aber kam wieder die Unruhe, und des Nachts lag er und stöhnte, — er wollte hinaus und auf und abgehen — einmal nur! — aber, ach, es ging wohl nicht, er war doch noch zu schwach. . . .

In der Frühe lag er da mit großen glänzenden Augen. Das Bett war zerwühlt, und die Finger der rechten Hand zerschunden, — so hatte er sie in die Laten getraut —, aber seine Brust stampfte und leuchtete, und sie gemahnte an ein altes tapferes Schlachtroß, das sich trotz Mattigkeit und Wunden noch immer aufbäumt zu einigen Sprüngen.

„Hast Du geschlafen?“ „Nein . . .“ leucht er, „uh . . . nein . . .“ Die Stimme ist fort, und die Laute, die irgendwo aus der Brust, aus der Tiefe poltern, klingen wie Wellen.

„Das Fenster —“ leucht Heinrich, „Luft . . . Luft . . .“ Er bohrt sich tiefer in die Kissen, es ist, als wiche er vor etwas zurück, vor irgend etwas, mit dem er einen wilden ungleichen Kampf führt . . .

Da nehme ich seine Hand. Ich nehme sie fest in die meine, ich sehe ihn ruhig an, und all mein Denken strahlt zusammen in einen einzigen winzigen Punkt.

Ich spreche. Ich spreche vom Winter, der hinter uns liegt, und vom Frühling, der nun draußen steht vor den Toren, — „ja, siehst Du, wir ahnten ihn ja längst, o längst! aber nun ist er gekommen, nun ist er in Wirklichkeit da, und alles ist wieder Licht und Leben und Sonne —“

Da plötzlich entreißt mir Heinrich die Hand, seine Augen rollen, er stautet hilflos mit den Armen — — „Son—ne!“ schreit er . . .

Und plötzlich gibt ihm etwas einen Ruck, er schnell empor — winzelt, röhelt — etwas würgt, droffelt ihn — er schnappt, gurgelt — hebt — sinkt vorüber — — und über das Laten sprudelt ein heißer hellroter dampfender Strom — — — — —

Wenn der Tag graut, sagt der Doktor, wird er fort sein, irgendwohin verschwunden — versunken oder emporgestiegen — ins Dunkel der Nacht oder das Licht des Tages. . . .

Es ist nur noch ein winziges Atmen in ihm, ein leises Lindes, müdes Verdämmern, selten nur setzt für Augenblicke die Kraft ein, die alte jähe ursprüngliche Kraft, und die Brust bäumt sich und ringt, und der Atem fliegt und pfeift — —

Der Doktor sitzt am Fußende des Bettes, den grauen Kopf in den Händen und sinnt und lauscht.

Die Brust, die Brust . . . es dröhnt, es hämmert . . . Ja, Heinrich will nicht sterben! Hier ist die Esse, und hier — der Hammer! Schlagt zu —! Diese Blut, diese Blut . . .! Ja, Freund, es siedet, brodelst . . . die Erze schmelzen . . . Wir steigen herab von La Paz, von den Bergen — aus der Kühle — oh . . . puh, mitten hinein in den Brand der Tropen. . . . Und das — dies Sausen — das ist der Dsturm — wir arbeiten uns hinüber — der Dampfer reitet, stampft, und es ist Nacht über dem Meere.

Wenn es aber erst warm und grün wird, weißt Du, was wir dann machen? Dann kommen sie alle zu uns heraus ins Grüne. Wir wollen dann sehen, daß wir auch Wein kriegen, und dann bedenken wir den Tisch in der Laube und die Sonne fällt nur von oben herein, so ein klein wenig, weißt Du . . .?

Da wollen wir dann alle beisammen sitzen — und der Doktor mitten dazwischen — und Perro — ja, der Perro wird auch irgendwo umherlaufen, und da werden wir nun lustig sein.

Da mit einem Male aber wird sich Heinrich erheben. Er hat seine Stimme natürlich längst wieder — o längst! — er wird sich also erheben und bescheiden an sein Glas klopfen.

„Freunde!“ wird er sagen. „Freunde und Genossen! . . .“ Da wird es still werden, — totenstill. Irgendwo nur wird eine Mücke summen. Und das schwere grüne Glas wird funkeln . . . Und Heinrich — — wird eine Rede halten.

## Aus den ersten Stunden des Königreichs Italien.

Untröstlich nicht, doch wirklich traurig genug wars in Italien am Schlusse des Jahres 1860: zu Venedig noch die österreichischen Weisröde, am Liber noch die französischen Nothosen, Sabonen und Nizza als Trümpfen gespendet und über Gaeta noch die Fahne der Bourbonen. In der Silbesternnacht ward für den heiligen Vater in Rom demonstriert. Der dort lebende deutsche Schriftsteller Ferdinand Gregorovius sah den Akt an und schrieb darüber in sein Notizbuch: „Diese Menge in dem bunten Gemisch von Quelfen und Ghibellinen, die doch ihrem Haß nicht freien Ausdruck geben durften, bot einen seltsamen Anblick dar: Soldaten von Sebastopof und Magenta mit ihren Medaillen; „Märtyrer“ von Castelfedardo mit ihren Peterskreuzen; Juaven von St. Patrid, grün kostümiert wie Erin; verückte Frauen mit weißen Schleieren; Priester, Mönche, uniformierte Mulatten, Mohren, Armenier; römische Sbirren, das lange Dolchmesser unter dem Mantel; verwundete neapolitanische Offiziere in Zivil, elend und jammervoll; die Garde der lateranischen Pfalz; mittelalterliche Schweizer. All das ein wunderlicher Anäuel, des heiligen Vaters harrend. Dann frenetischer Jubelausbruch, Lächerlichkeiten und Eobiva Pio Nono.“

Und weiterhin bemerkt Gregorovius noch: „Es scheint, daß Capua der Höhepunkt der Nationalbewegung war; sie stockt im Süden. Man bezeichnet schon den Tag, an welchem Franz II. wieder in Neapel einziehen soll und eine Erhebung in Calabrien dürfte organisiert sein.“ Die Gerüchte, die damals einander jagten, waren gar nicht aus der Luft gegriffen. Die Konterrevolution hatte mit der Arbeit nicht gezeugert, und obendrein ward jetzt schon von den Spekulanten und Intriganten im Trosse des neuen Kurzes viel, sehr viel verborben. Indessen vermochte die frühere Wirtschaft sich nicht wieder empor zu lümmeln; sie war geliefert, und vermaglich konnte das Haupt der sabojischen Dynastie zu seinen Dienern sagen: „Wir sind beisammen, fanget an.“ Um das zusammengeschweißte neue Reich, das zweiundzwanzig Millionen Seelen

häßte, mußte der staatliche Meiß geschmiedet, voraus ein Parlament bestellt werden. Es geschah dies im Januar 1861 auf Grund der in Savoyen gültigen Bestimmungen; ein allgemeines Stimmrecht gab es nicht; man wählte nach einem steifen Zensus. Die guten Resultate, deren es bedurfte, wurden auch erzielt — da und dort unter freundlicher Nachhilfe des amiliden Apparates — und einige Wochen darauf empfing das festlich geschmückte Turin die neuen Landesboten. Es lag der Entwurf eines ganz kurzen Gesetzes vor, wonach Victor Emanuel für sich und seine Nachfolger den Titel eines Königs von Italien erhielt. Der (durch Ernennung von oben gebildete) Senat diskutierte nicht lange und nahm es an mit 129 gegen 2 Stimmen. Etwas länger spann sich die Erörterung in der Kammer hin. Man hätte, hieß es mehrfach, die Initiative in dieser Angelegenheit der Vertretung des Volkes überlassen, auch zuwarten sollen, bis die Einheit wirklich vollendet sei. Da traf die angenehme Meldung vom Falle der Zitadelle Messinas ein — es trotzte bloß noch das kleine Felsenfest Civitella di Tronto —, und jetzt erfolgte eine Annahme mit 292 gegen 2 Stimmen. Wie einzig die Minorität auch war, sie packte nicht in den schönen Rahmen, und zwei Herren waren denn auch so gefällig, zu eröffnen, sie hätten nur „aus Versehen“ schwarze Kugeln eingeworfen.

Am 14. April ward sodann nach bewährtem Pariser Muster verordnet, Victor Emanuel sei Herrscher „von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes“. Eine lebhafteste Debatte kam hier in Gang. Mehrere Redner wollten dies zweifelhaftes Gotttum gestrichen haben. Doch war die Regierungsmehrheit kompakt genug, den Schnörkel zu retten. Der lustige Frankfurter Dichter Friedrich Stolte verfaßte damals eine Regententafel, worin er die erlauchtesten Potentaten besang, die unter dem Veilstand des Himmels auf den Thron und wieder herunter befördert worden waren; sie schloß mit den Worten:

Auch Neapels Franz der Zweite  
Hatt' den Purpur und die Seide,  
Kron und Land von Gott direkt,  
Victor hats dann eingesteckt.

Eble Herzög der Toskaner,  
Modeneser und Parmaner,  
Gott gab euch den Herzogshut,  
Und dem Victor steht er gut.

Aus dem allen wird vernommen,  
Wie von Gott die Kronen kommen:  
Daß sie aber dann und wann  
Auch der Teufel holen kann.

Ueber die Formalitäten und Dekorationen gelangte man sanft Hintweg; nicht so über die dringliche Frage der Heeresorganisation; so man diese anpakte, war sie stöckig; denn allerlei geheimer Kader zwischen den hohen Heberbüschen spielte verderblich mit. Drei Armeen bestanden noch nebeneinander: die vormalig königlich-sardinische, die vormalig königlich-neapolitanische, die freiwillige Garibaldi's, die Südarmeree genannt. Auf diese Irregulären, die die Hälfte des neuen Reichsbodens erobert hatten, waren die Piemontesen aus Eifersucht erbost; sie suchten jener sich zu entledigen und machten kaum Hehl daraus. Die unbrüderlichen Szenen, die entstanden, kamen anlässlich einer Interpellation Lamarmoras in der Kammer zur Sprache. Man sei schön und erbarmlich mit der Südarmeree verfahren, in deren Lager doch Italien war, wettete General Ciriotti, und da seine Anspielungen immer deutlicher ausfielen, die Vorwürfe immer massiver niederprasselten, brause ein Tumult auf, dem das Glücklein des Präsidenten Matazzi nicht entfernt gewachsen war; wie ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß, rutschte er auf dem Stuhle herum, bis der Deputierte Massari den ersten besten Hut, der zur Hand war, ergrieff, zu dem Armen hinsteuerte und ihm von hinten das Möbel über den Kopf bis über die Ohren hinunterstülpte. Matazzi befreite sich von der Hülle und schraubte, den Wind kapernd, den eigenen Zylinder auf, so andeutend, daß er die Sitzung unterbreche. Der Rärm wiederholte sich noch tobender am 18. April, da Garibaldi erschien und dem Ministerium direkt die Anklage der Persidie ins Gesicht schleuderte. „Es ist nicht gestattet, uns so zu beleidigen, wir protestieren!“, schrie Cabour aufspringend, worauf der Held in höchstem Tone erwiderte: „Ich glaube durch dreißigjährige Dienste, die ich meiner Heimat leistete, das Recht erworben zu haben, den Vertretern des Volkes die Wahrheit aufzudecken.“

Die Herrschaft, die nun am Ruder war, begehrte freilich anderer. Das flammende Morgenrot der Auferstehung Italiens war am Verblässen; herbe und häßliche Prosa setzte ein: der gierige Streit um die Beute. Der Patriotismus forderte sein Honorar und kein geringes. Die Kulturarbeit, die doch so brennend notwendig war, geriet in ein lahmendes Tempo hinein, es fehlte fortan der richtige Herzschlag. Dabei aber häuften sich die Schwierigkeiten. Rom, als Hauptstadt in Aussicht genommen, bot vorerst denen beglückte Quartier, die konspiriert hatten und auch die komplette Umkehr wagten. Im Februar schon war von Gaeta her Franz II. mit seiner Sippe und einem Rudel französischer Legitimisten eingetroffen; nicht so „entblößt“, wie geschwaht wurde. Seine Mittel reichten aus, Geld zu prägen und das heimische Brigantennwesen

großartig in Schwung zu bringen; Munition und Waffen wanderten in schwerer Quantität hin. Und die Königin Maria Sophia tat das ihrige: Sie ließ sich bei dem Photographen Alessandri wohl in 60 Stellungen und Trachten abbilden. Die Proletarier hatten und haben freilich kein Gefühl dafür, welcher Opfer ihre Landesmütter fähig sind. d. g.

## Kleines feuilleton.

### Geographisches.

Das Fazit für Peary. Endlich kann man nun wohl unter die langwierigen Erörterungen der Frage, ob Peary am Nordpol selbst gewesen ist, einen Strich machen. Der Rest, der sich aus allen Rechnungen ergibt, ist die für Peary gewiß nicht erfreuliche Tatsache, daß er an diesem Punkte selbst nicht gewesen ist. Aber dieser Rest ist andererseits so unerheblich, daß es eine Haarspalterei wäre, ihm deshalb den Ruhm des Nordpolentdeckers schmälern zu wollen. Bei den meisten Erwägungen über die Erreichung des Pols ist ein Umstand nur selten in Betracht gezogen worden, der allerdings geradezu als eine Niedertracht dieser heiß umworbenen Erdstelle zu bezeichnen ist: daß sie nämlich nicht einmal an ein und demselben Orte bleibt, sondern ihn verändert. Die sogenannten Schwanungen der Erdoberfläche sind freilich innerhalb kürzerer Zeitalter gering, aber sie können doch genügen, einen Fehler in der Ortsbestimmung zu erzeugen, der ein Verfehlen des Ziels veranlaßt. Der Nordpol verändert seine Lage täglich um etwa 15 Zentimeter, und Peary hat das Peck gehabt, daß diese Polverschiebung gerade seinem Reisetweg entgegengerichtet war. Man könnte nun auf den Gedanken kommen, daß darin gerade eine Gunst der Natur bestanden hätte, weil ihm demnach der Pol gewissermaßen entgegengelommen ist. Die Hauptsache aber ist, daß ein Polarreisender diese Polverschiebungen wirklich kennt, und das ist beim besten Willen unmöglich, solange die Gesetze, nach denen sie sich vollziehen, noch nicht ergründet sind. Otto Baschin hebt in einem Aufsatz in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“ hervor, daß nach den Ergebnissen des internationalen Breitendienstes, der zum Studium der Veränderungen der geographischen Breite, d. h. der Erdpole, eingeleitet ist, die Bewegung des Nordpols gerade damals, als Peary auf der Reise begriffen war, so stark gewesen ist wie nie zuvor.

Der von der Geographischen Nationalgesellschaft in Washington gewählte Ausschuss hatte zunächst entschieden, daß nach seiner Ansicht Peary am 6. April 1909 tatsächlich am Nordpol gewesen sei. Das spätere Urteil eines vom Kongress ernannten Ausschusses hat dann anders gelautet. Aus der Untersuchung der von Peary während der Reise benutzten Uhr hatte sich nämlich ergeben, daß die vorgenannten Ortsbestimmungen in einem Maß ungenau gewesen sind, das die Schlüsse von Peary auf die Lage des Pols beeinflusste. Peary hat den eigentlichen Punkt des Pols nicht erreicht, sondern in einer Entfernung von 1,6 Minuten oder rund 8 Kilometern verfehlt. Am nächsten ist er ihm nicht am 6., sondern erst am 7. April gewesen. Für den Ruhm Pearys kann, wie gesagt, dieses Ergebnis, das vielleicht auch noch mit kleinen Fehlern behaftet ist, als durchaus gleichgültig betrachtet werden. Haben die Vertreter der Wissenschaft das Weitrennen nach den Polen, so weit es mehr ein Ziel des Ehrgeizes als des Forschungsdranges war, stets absällig beurteilt, so spielt der Unterschied von wenigen Kilometern bei der Erreichung dieses Punktes erst recht keine Rolle.

### Astronomisches.

Fortschritte der Sonnenforschung. Die junge Sonnenwarte auf dem Mount Wilson-Berg in Kalifornien hat sich als eine außerordentlich wertvolle Vereinerung für die Astronomie bewährt. Ihre Schaffung ist ein Verdienst gewesen, die sich das Carnegieinstitut im ersten Jahrzehnt seines Bestehens um die Förderung der Wissenschaft erworben hat. Im Dezember 1904 wurde nach sorgfältiger Prüfung verschiedener Gegenden der Mount Wilson in der Nähe der Ortschaft Palodena im südlichen Kalifornien als Platz für die Sonnenwarte ausgewählt. Der Gipfel liegt rund 1800 Meter über dem Meerespiegel und ist durch geringe Bevölkerung und sehr trodene und ruhige Luft begünstigt. In Professor Hale hat das Vorhaben einen Gelehrten von großer Sachkenntnis gefunden. Es werden an dieser Sonnenwarte jetzt täglich Photographien der Sonnenscheibe aufgenommen, ferner besondere Photographien mit dem sogenannten Spektroheliographen und solche vom Spektrum der Sonnenscheibe. Daneben werden Bestimmungen der Sonnenumdrehung, Beobachtungen der Sonnenwärmen, Untersuchungen über die Natur der Spektren und schließlich auch Forschungen an anderen Sternen ausgeführt. Die Ausdehnung der an der Sonne gemachten Feststellungen auf die Kenntnis anderer Fixsterne bildet einen besonderen Teil des Arbeitsprogramms. Die Beobachtungen begannen bereits mit einem gewaltigen Spiegelfernrohr von anderthalb Meter Öffnung; jetzt aber befindet sich ein noch viel größeres Instrument im Bau, dessen Spiegel den unerhörten Durchmesser von zweieinhalb Metern erhalten soll. Um die außerordentlichen Erfolge dieser Anstalt zu ermessen genüge die Tatsache, daß bisher bereits 11 000 Linien im Spektrum der Sonnenscheibe beobachtet und gemessen worden sind.